

btb

Buch

Noch drei Tage, dann hat Johan Steenkamer seine große Ausstellung. In der Familie herrscht helle Aufregung, sogar der Vater Charles, selbst erfolgloser Maler, der Frau und Kinder kurz nach dem Krieg verlassen hat, kommt nach fast fünfzig Jahren aus Amerika zurück, um bei der Vernissage seines berühmten Sohnes dabei zu sein. Und Johans Frau Ellen will ebenfalls kommen, den Kindern zuliebe, auch wenn Johans neue Lebensgefährtin Zina mit am Tisch sitzt. Sie versucht, die Familie zusammenzuhalten und auch ohne Johan, den vitalen Lebenskünstler und notorischen Verführer, wieder Tritt zu fassen im Leben.

Nur Oscar Steenkamer, als eigenbrötlerischer Museumskonservator dem berühmten Bruder unterlegen, ist die ganze Aufregung zutiefst zuwider. Und woher Ellen die Kraft nimmt, kann er gar nicht verstehen. Als er im Magazin des Museums Bilder des Vaters findet, von denen eines, ein Frauenhalbakt mit Fisch, dem Meisterstück in Johans Ausstellung verblüffend ähnelt, beschließt er jedoch, entgegen seiner ursprünglichen Intention die Ausstellung zu besuchen – und das Bild mitzunehmen ...

Autorin

Anna Enquist wurde 1945 in Amsterdam geboren, ist ausgebildete Konzertpianistin und arbeitete lange Jahre als Psychoanalytikerin. Seit 1991 veröffentlicht sie Gedichte, Romane und Erzählungen, wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet und in fünfzehn Sprachen übersetzt. Inzwischen widmet sich Anna Enquist nur noch dem Schreiben; sie lebt in Amsterdam.

Anna Enquist bei btb

Die Eisträger. Roman (73235)

Anna Enquist

Das Meisterstück

Roman

*Aus dem Niederländischen
von Hanni Ehlers*

btb

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel
»Het meesterstuk« bei De Arbeiderspers, Amsterdam.



FSC

Mixed Sources

Product group from well-managed
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2007,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 1994 by Anna Enquist
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1995 by Luchterhand
Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House
GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagbild: Detail aus dem Gemälde »Ovale Schale mit Schachtel
und Karpfen« (zw. 1626 u. 1655), Pierre Nichon zugeschrieben
Satz: Amann Fotosatz, Aichstetten
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
CP · Herstellung: BB
Made in Germany
ISBN 978-3-442-73695-9

www.btb-verlag.de

*Erster
Teil*



*Leporello:
»Notte e giorno faticar«*

Dienstbarkeit

Die Goldfische haben ihre Jungen aufgefressen. Im warmen, windstillen Sommer waren sie tagelang mit Laichen beschäftigt. Der kleine mit den schwarzen Flecken im Gesicht setzte der großen Behäbigen unermüdlich nach und stieß ihr wie besessen gegen den angeschwollenen Hinterleib, bis sie ihre Eier zwischen den Wasserpflanzen von sich gab. Er stob spritzend darüber hinweg – eine Paarung auf Distanz, bei der zwar viele Elemente des Aktes vorhanden sind, jedoch voneinander losgelöst und in sinnlose Rituale verkehrt, in Arbeit, die im Zuge der Fortpflanzung verrichtet werden muß, sobald die Wassertemperatur steigt und der Wind sich legt.

Denkt der Schwarze je: O du süßes, behäbiges Geschöpf mit deinen runden Flanken, du bist die Liebe meines Lebens, ich will dich, ich will dich? Er will Eier, er will besamen, damit die befruchteten Eizellen in dem kleinen Reich aus Eichenholzdauben als weiße Miniaturperlen an den Wasserpflanzen haftenbleiben.

Lisa hockt neben der Tonne und schaut. Im Innern der kleinen Perlen vollzieht sich die Zellteilung in rasendem Tempo, bis die Fische stark genug sind, um sich aus dem zähen Häutchen zu befreien. Zu Dutzenden treiben sie durch das warme Wasser.

Sie werden nicht vom Elternpaar versorgt, das kein Paar mehr ist, sondern schlürfen selbst unaufhörlich Wasser mit

unsichtbarem Futter in sich hinein. Sie fressen das Element, in dem sie leben, wie schon im Ei. Wenn sie das Pech haben, ihren Eltern ins Gehege zu kommen, stülpen diese das Maul zu einem fingerdicken Trichter vor, in den tote Mücken, Birkensamen und kleine Fische gesogen werden. Die Birkensamen spuckt die Behäbige beiläufig wieder aus.

Ich hätte sie beschützen müssen, sagt Lisa. Vorige Woche wimmelte es noch von Fischen, durchsichtigen, einen Zentimeter langen Tierchen mit einem Vorder- und einem Hinterteil, einer Fahrtrichtung und einem dunklen Kern im Leib. Und jetzt ist es still. Verdammt, hätte ich sie doch in die Salatsschüssel getan, gefüttert, wohlbehütet großgezogen!

In Wahrheit hat sie keine Lust dazu. In Wahrheit mag sie, die mühsam, zähneknirschend, wider Willen zu akzeptieren gelernt hat, daß das Leben ist, wie es ist, sich keine Gedanken wegen ihrer Goldfische machen. Morgens, bevor ihr Arbeitstag beginnt, und abends, wenn sie ihn hinter sich hat, sitzt sie eine Weile an der Tonne, um fasziniert in das grausame Universum zu schauen. Manchmal ist sie versucht, den Fischen eine faire Chance zu geben (aber wem hilft man damit, und wozu?), indem sie zum Beispiel bei strengem Frost mit dem Beil einen Spalt ins Eis hackt, aber ebensooft hat sie das Eis Eis sein lassen, und im Frühjahr trieben dann die verfärbten kleinen Kadaver reglos an der Wasseroberfläche. Einmal war ein leuchtend orangefarbener Fisch völlig im Eis eingeschlossen wie in einem kitschigen gläsernen Briefbeschwerer, taute aber im Frühjahr wieder auf, bewegte träge und un gelenk den Schwanz und pumpte mit den Kiemen. Siehst du, sagt Lisa, es geht, Überleben im Eis.

Lisa wohnt rund zehn Kilometer außerhalb der Stadt in einem von Pendlern in Besitz genommenen Dorf. Vormittags praktiziert sie zu Hause, nachmittags arbeitet sie in der Psychiatrischen Universitätsklinik. Sie hält Seminare für angehende Fachärzte ab, unterrichtet Pflegepersonal und ist in bescheide-

nem Umfang an der Patientenversorgung beteiligt. Das Haus, in dem sie wohnt, ist ein altes Patrizierhaus, zu beiden Seiten der graublauen Eingangstür absolut symmetrisch. Hinter dem Haus erstreckt sich der Obstgarten (Apfel- und Pflaumenbäume) bis hinunter zum Fluß. Die Tonne mit den Fischen steht neben der Küchentür.

Auf der Vorderseite links die Praxis: Lisas Arbeitszimmer mit großen Fenstern nach zwei Seiten. Unterhalb der Treppe, hinter einem Wandschirm, ist ein bescheidenes Wartezimmer eingerichtet. Selten, daß dort jemand sitzt, denn Lisa gestattet sich zwischen ihren Terminen eine Viertelstunde Pause, und die Patienten aus der Stadt warten meist in ihren am Straßenrand geparkten Autos.

Eine Stunde frei wegen eines erkrankten Patienten – Radfahren! Kein Wind, mildes Spätsommerwetter, keine Parkplatzsucherei vor der Klinik. Am Fluß entlang, wo versteckt unter ihren grünen Schirmen die Angler sitzen, durch den Stadtpark und die breite Geschäftsstraße zur Klinik. Lisa hat teure Jeans und einen noch teureren cremeweißen Pullover an. Im letzten Moment hat sie ihre Tennisschuhe noch gegen blaue Stiefeletten ausgetauscht. Sie ist eine schöne Frau, der die Jahre nichts haben anhaben können. Sie kleidet sich gut, aber unauffällig.

Lisa ist fünfundvierzig und menstruiert noch etwa dreimal im Jahr.

Als sie ihre Tasche für die Arbeit packt, läutet das Telefon. »Hannaston?«

Lisa experimentiert damit, sich am Telefon immer wieder anders zu melden. Früher hat sie bedenkenlos ihren Vornamen genannt, gefolgt von verschiedenen Nachnamen (Blech, Bleeker, wieder Blech, Hannaston). Seit sie vierzig ist, findet sie, daß sie es anders machen müßte – aber wie? Ein Mann kann sich und sogar seine Freunde beim Nachnamen nennen, ohne ungehobelt zu erscheinen. Eine Frau nicht. Aber sich selbst als

»Frau Hannaston« zu melden, findet sie zickig, »Doktor Hannaston« klingt, als wolle sie sich aufspielen, und einfach nur »Hallo« ist unhöflich. Sie nennt ihren Nachnamen in fragendem, fast entschuldigendem Ton.

»Lisa, hier ist Johan. Schön, daß ich dich erreiche. Mußt du heute nicht zu deinen Irren?«

»Ich bin gerade im Begriff zu gehen.«

An der Pinnwand über dem Telefon hängt eine Einladung zur Eröffnung von Johans Ausstellung: Johan Steenkamer, Ölgemälde, Radierungen, Aquarelle, Vernissage Sonntag von vier bis sechs im Städtischen Museum. Sie sind herzlich eingeladen. Dunkler Anzug. Dunkler Anzug? Ja, dunkler Anzug. Sponsoren: Staatsfonds für Bildende Kunst, die Post, Holzhandel Nicolaas Bijl.

Ein Foto von Johan im Halbprofil: markante Nase, unnatürlich zusammengekniffener Mund, Augen von jemandem, der zum Zeitpunkt der Aufnahme intensiv an sich selbst denkt. Schulterpartie in dunklem Anzug, der ihm gut steht.

»Hör zu, wir gehen hinterher mit der Familie essen. Alma möchte das so. Das ist zwar alles etwas neumodisch, aber es müßte machbar sein.«

Die Familie, das ist zuallererst Johans Mutter Alma, die Anstifterin; dann Johans Bruder Oscar und die Söhne Peter und Paul. Ist Johans Freundin Zina das Neumodische?

»Kommt Ellen auch?«

»Alma hat sie angerufen. Sie hat zugesagt.«

Ellen, die Mutter seiner Söhne, an einem Tisch mit der neuen Frau.

»Ich komme gern, Johan«, sagt Lisa. Sie will ihre Freundin in dieser Situation nicht allein lassen, und die komplizierten Familienverhältnisse üben eine gewisse Faszination auf sie aus.

»Und Lawrence, den will ich auch dabei haben, ist er schon zurück?«

»Er ist gerade erst nach England gefahren und kommt

nicht vor Ende nächster Woche zurück. Wenn die Kinder wieder zur Schule müssen.«

»Ich möchte aber gern alle dabeihaben. Was macht er in England, hat er einen Auftrag?«

»Nein, noch nicht. Er macht vielleicht für seinen Vater einen Entwurf für den Ausbau des Hotels. Und besucht einfach die Familie. Ich muß weg, Johan, danke für die Einladung.«

Johan klingt bei der Verabschiedung leicht verärgert.

Beim Radfahren läßt sich gut nachdenken. Zu Fuß fängt man schnell an zu träumen, aber das Quentchen Aufmerksamkeit, das man beim Radfahren braucht, sorgt für die nötige Hinwendung zur Realität. Agieren. Lisa hat Lawrence' Fahrrad genommen, auch auf die Gefahr hin, binnen einer Stunde ein taubes Gefühl zwischen den Beinen zu haben; dafür hat das Rad eine Gangschaltung. Sie tritt in die Pedale, surrt zwischen den dicken Alleebäumen über den grauen Asphalt und schaltet in die größte Übersetzung. Die Straße nähert sich dem Fluß: verblühter Bärenklau, müde Haubentaucher auf dem Wasser.

Eigenartig, daß sie Freunde sind, Johan und Lawrence. Worüber sie sich wohl unterhalten? Malerei? Die Zukunft der dörflichen Architektur? Bestimmt nicht über Eltern oder Besuche bei der Familie.

Lawrence stammt aus York. Seine Eltern besitzen ein großes Hotel an der Ostküste Englands. Gigantische Fensterfronten gewähren Aussicht auf das Meer; die traditionellen Räumlichkeiten, die Engländer offenbar zu ihrem Wohlbefinden benötigen (Lounge, Dining Room, Tea Room, Morning Room), haben die Ausmaße von halben Fußballplätzen. Die wirtschaftliche Talfahrt hat die Zahl der Gäste dezimiert. Wer jetzt noch kommt, ist reich und alt und tut es aus Gewohnheit. Auf einer Tür in einem der langen, krankenhausähnlichen Gänge steht

»Emergency Room«. Dahinter wird in einem schmalen Schrank eine Tragbahre versteckt. Lisa durfte während eines Aufenthalts bei ihren Schwiegereltern miterleben, wie ein be- tagter Gast nach dem Abendessen das Zeitliche segnete (blau- rot, Schaum vor dem Mund, Yorkshire Pudding) und von Koch und Empfangsdame im Laufschrift zum Hinterausgang gefahren wurde, wo diskret der von Lawrence' Mutter eilends herbeigerufene Krankenwagen wartete. Im Dining Room dauerte es ein Weilchen, bis die Stimmung wiederhergestellt war.

Eine Anzeigenkampagne in Amerika brachte noch mehr ältere Gäste, die obendrein im Morning Room Gin trinken wollten. Die Schließung drohte. Lawrence' Mutter erwog kurz- zeitig, ein richtiges Altersheim daraus zu machen, schreckte aber vor Szenen wie der mit der Tragbahre zurück.

Opa England, wie Lisas Kinder Kay und Ashley sagen, hatte schließlich einen rettenden Einfall und schloß eine ganze Reihe von Verträgen mit Firmen, die ihrem Personal einen Ferientaufenthalt oder ein erholsames Wochenende offerieren wollten. Zu stark ermäßigten Preisen reisen jetzt große Gruppen an und füllen die Säle, spielen Minigolf (auf dem Ho- telgelände angelegt) und wandern den Küstenpfad hinauf und hinunter.

Manchmal finden Konferenzen und Wochenendseminare statt, und der Morning Room fungiert als Tagungsraum. Der Anbau eines überdachten Schwimmbads mit Sauna und Gym- nastikhalle ist im Gespräch. Lawrence soll seine Eltern bau- lich beraten. Die Tragbahre ist noch da.

Ein Hotelkind. In einem kahlen Zimmer am Ende eines Ganges schlafen. Mutter am Ausschank, Vater in dem kleinen Büro mit der Buchhaltung oder am Empfangsschalter vor den an großen, mit »Sea Residence« beschrifteten Holzkugeln hängenden Schlüsseln. Miterleben, wie DER GAST, der den

Lebensrhythmus des Hotels bestimmt und das Maß aller Dinge ist, während des hastigen und frühen Abendessens in der Küche von den Eltern als alter Nörgler oder Geizkragen beschimpft wird.

Lawrence ging nach London und studierte Architektur (Linien, Gewichte, Baustoffe, alles, was man berechnen kann) an der Kunsthochschule. Dort lernte er Johan kennen, der an der Akademie mit einem spärlichen Stipendium ein Jahr lang Malerei studierte. Nach diesem Jahr begleitete der vernünftige und vorsichtige Lawrence seinen neuen Freund in die Niederlande und blieb dort.

»Bist du vor ihnen geflohen«, fragte Lisa, »vor ihren Ansprüchen und Erwartungen, hattest du eine solche Wut, daß du ein ganzes Meer zwischen euch bringen mußtest?«

»Nein, was mich vertrieben hat, war der Wind. Dieser ewige Sturm.«

»Und hier? Die Hälfte des Jahres werden einem die Ohren vom Kopf geweht, die Bäume wachsen schief, und nicht einmal abends ist Ruhe! Und was ist mit den Sturmfluten?«

»Hier ist sogar der Wind gemütlich. Alles ist flach und überschaubar. Aber dort stehst du auf den Klippen. Unaufhörlich donnert das Wasser gegen das Land und nagt daran, bis das Hotel ins Meer stürzt. Als Kind hatte ich eine Heidenangst davor. Es wird sicher irgendwann passieren.«

Alles wahr und zugleich absoluter Unsinn. Er haßt seine Eltern nicht, sondern flieht vor dem Wind!

Lisa hat keine Eltern mehr. Ihr Vater ist im Krieg umgekommen. Nicht als Held, sondern als ängstlicher Junge, der nach der Sperrstunde in der stockfinsternen Stadt in eine Gracht fiel und ertrank, weil er sich nicht traute, zu schreien. Ihre Mutter, die Lebenstüchtigkeit und Realitätssinn hinter dauerndem Beleidigt- und Gekränktsein verbarg, starb unter höllischen Schmerzen an einem zu spät entdeckten Krebs. Vor vier Jahren. Lisa, einziges Kind, besuchte sie in wohllosierten

Abständen. So gut ich konnte, habe ich meiner Mutter beige-standen. Viel war nicht drin, und das wenige, was mir möglich war, hat viel Kraft gekostet. Lisa versucht sich nicht vorzu-machen, daß die hohe Arbeitsbelastung und die Nöte ihrer Kinder ein größeres Mitgefühl für ihre sterbende Mutter ver-hindert hätten. Im Gegensatz zu Lawrence ist sie durchaus imstande, ihre Beweggründe zu erkennen. Sie kann in sich hineinschauen und dort ein zielstrebiges Kind sehen, das für seine Interessen kämpft, eine Egoistin mit schlechtem Charak-ter. Das Spiegelbild richtet sich nach dem Spiegel, das Kind entspricht den Erwartungen der Mutter.

In dieser trüben Kindheitsbrühe wird Lisa nicht mehr er-trinken. Weil sie es sich zugestanden hat, den Kopf über Was-ser zu halten, war es ihr auch möglich, den grauen Vogelkopf an ihre Brust zu drücken, als das Ende nahte, den gepeinigten Körper in die Arme zu schließen und aus Mitleid über das ein-same und verpfuschte Leben dieser Frau zu weinen. Wenn die zur häuslichen Pflege eingestellte Krankenschwester ihr freies Wochenende hatte, wusch Lisa den Körper ihrer Mutter. Die Pobacken hingen herab wie schrumpelige Beutel. Behutsam betupfte sie die großen Narben an den Stellen, wo die Brüste gewesen waren.

Woraus ich trank, das ist verschwunden, im Krankenhaus-often verbrannt. In diesen spindeldürren Armen, an diesen kümmerlichen Brüsten muß ich es gut gehabt haben, sonst stünde ich nicht hier, aber der Beweis ist verschwunden, an diesen Brunnen kann ich nicht zurück. Graues Schamhaar über dem Geschlecht, aus dem ich kam. Ich sehe es an, ich sehe es.

Lisas Unfähigkeit, von sich selbst zu erzählen, macht sie zu einer guten ZuhörerIn. Altersgenossen schütten ihr ihr Herz aus und vertrauen ihr Geheimnisse an. Lisa hört zu, faßt zu-sammen, stellt eine wohlüberlegte Frage. Sie hilft und erhält

dafür Dankbarkeit und Anerkennung. Sie baut ihre Helferrolle aus und arbeitet während der Ferien im örtlichen Krankenhaus. Auch dort sind die Rollen klar definiert, und sie braucht nichts von sich preiszugeben. Die väterlichen Ärzte werden zum Bestandteil ihrer nächtlichen Wunschträume und ahnen nicht, daß ihnen die Praktikantin nachts auf den Schoß kriecht und in ihren Armen Zuflucht sucht.

Trotz all dieser Beschränkungen und Defizite hat Lisa sich ihre Neugier bewahrt, und die wird sie bald aus ihrer Abkapselung befreien. Zitternd vor Angst, was sie vorfinden wird, und schlecht gewappnet gegen das, was sie entdecken wird, will sie es dennoch mit aller Macht wissen. Im vierten Jahr ihres Medizinstudiums kreuzt ihr Blick an einem regnerischen Wintermorgen den ihres Pathologiedozenten. Sie schaut nicht weg.

Einen zeitlosen Moment lang bleiben ihre Blicke ineinander verhakt. Das zuletzt gesprochene Wort hallt noch durch den Raum: »*Mitralis-Stenose*«. Die lange Pause verleiht dem Begriff Gewicht; die Studenten beugen sich über ihre Aufzeichnungen, notieren das Wort in Großbuchstaben, unterstreichen es. Lisa sitzt aufrecht da und schaut in die Augen des fünfundvierzigjährigen Mannes. In ihrem Blick liegt ihre ganze Sehnsucht, ihre ganze Leidenschaft. Zum erstenmal in ihrem Leben öffnet sie sich.

Gerard Bleeker (verheiratet, Hypothek, Segelboot) ist heiser, als er weiterspricht. Nach dem Fakultätsumtrunk, schon leicht angesäuselt, zwischen den stinkenden Mänteln in der Garderobe mit der kumpelhaften Sekretärin herumknutschen, die so frech ihren Hintern zur Schau stellt, wenn sie seine Akten einsammelt; nach der letzten Vorlesung in der Kneipe an der Ecke ein Glas sauren Wein trinken mit der einzigen interessanten Studentin, die in diesem Semester dabei ist, ein gutes Gespräch, eine Hand auf ihrem Knie – das kennt er, da weiß er, wann er auf die Bremse treten muß.

Lisas Hingabe jedoch ruft alte Jugendträume in ihm wach und bringt ihn eine Zeitlang völlig um den Verstand. Er verliert den Bezug zur Realität, er vergißt, daß es in seinem Leben auch noch andere Menschen gibt, er will nicht wahrhaben, daß er sich in eine unmögliche Situation hineinmanövriert hat. Ein halbes Jahr lang geben sich beide einem glückseligen Wahn hin. Sobald es Frühling wird, bringt Gerard sein Boot auf Vordermann und richtet es zu ihrem Haus, zu ihrem Nest her. Um im Heimathafen keinen Verdacht aufkommen zu lassen, verabreden sie sich an entfernten Orten; Lisa nimmt umständliche Anreisen auf sich, nach Medemblik, nach Hindeloopen. Sie lieben sich auf dem Boden des Bootes, vom Wasser gewiegt. Sie liegen im Gras am Flußufer nackt in der prallen Sonne, vögeln, bis sie untergeht, und sind so sehr aufeinander konzentriert, daß sie die vorüberfahrenden Schiffe (»Gut so, weitermachen!«) und die neugierig näher gekommenen Kühe nicht bemerken. Abends essen sie fettigen Fisch in der Hafenkneipe, bevor sie, befriedigt und eng umschlungen, unter dem Großsegel einschlafen.

Die Sommerferien sind eine Katastrophe. Gerard hockt drei Wochen mit seiner Frau auf einer Alm und unternimmt trübsinnige, einsame Wanderungen. Lisa hockt verzweifelt in ihrem Zimmer und holt den vernachlässigten Examensstoff nach, während sie zwischendurch lange Briefe an ihren Geliebten schreibt – postlagernd.

Er ist nicht der erste Mann für sie. Aber er ist der erste, mit dem sie es aus schier endlosem Verlangen und mit ganzem Einsatz tut. Sein Glied tief in ihrer Scheide zu fühlen, ist ihr ganzer Lebenszweck. Sie ist mit netten Kommilitonen ins Bett gegangen, aus Sympathie nach einem schönen Gespräch; sie hat mit einem in der Kneipe aufgegabekten Piloten geschlafen, aus Neugier. In der Nacht vor seiner definitiven Abreise auf die Antillen hat sie es mit einem frischgebackenen Juristen getrieben, um es ihm beizubringen.

Sie haben Glück, der Herbst in den Dünen und Parks ist mild, aber als das Boot dann im November in den Schuppen kommt, wird die Ehefrau mißtrauisch. Gerard bezieht eine Wohnung in einem Neubauviertel, seiner Frau läßt er das Haus und zahlt eine großzügige Abfindung. Zwischen den kahlen Wänden empfindet er eine neue Freiheit. Er schläft mit Lisa auf einer Matratze auf dem Fußboden. Sie heiraten im Frühjahr, nach Lisas Staatsexamen.

Doch Gerard ist nicht der Vater, der Lisas Sehnsüchte stillen kann. Und Lisa nicht das Allheilmittel, mit dem Gerard den Kummer über seine mißglückte erste Lebenshälfte betäuben kann. Das Leben nimmt seinen gewohnten Gang. Lisa kommt aufgekratzt von ihren Praktika nach Hause. Gerards Situation ist aussichtslos wie eh und je. Mit einem Mal wird der Altersunterschied von zwanzig Jahren deutlich. Wenn sie mit unerschöpflicher Energie Abend für Abend mit ihm vögeln will, ist er müde und fürchtet, nicht genügend Schlaf zu bekommen. Am Wochenende, wenn Lisa die Fachliteratur studiert und in ihren Lehrbüchern die Krankheiten nachschlägt, mit denen sie auf der Station konfrontiert wird, trauert er dem verkauften Segelboot nach. Wegen der Unterhaltszahlungen fehlt das Geld, um ein Haus zu kaufen.

Dann kommt die Zeit, da Gerard in seinem Auditorium wieder interessante Studentinnen entdeckt. Lisa ist zutiefst verletzt. Irgend etwas in ihrem Innern zerbricht und läßt sich nicht mehr reparieren, sosehr Gerard auch in ihren Armen weint, sosehr er ihr auf immer und ewig absolute Treue gelobt. Lisa erschrickt über ihre Kälte und Enttäuschung, bekommt Kopfschmerzen und leidet unter unerklärlichen Anfällen von Niedergeschlagenheit.

Sie stürzt sich in die Arbeit und absolviert ihre ärztliche Prüfung mit Auszeichnung. Drei verschiedene Fachrichtungen bieten ihr einen Ausbildungsplatz an. Sie entscheidet sich

für die Psychiatrie, für sich, auch wenn sie noch nicht genau weiß, warum.

Gerard will ein Kind, will seine ihm allmählich entgleitende Frau an sich binden, sie zwingen, sich über etwas zu beugen, was sein Samen zustande gebracht hat, sie zu der Einsicht bewegen, daß sie wieder etwas gemeinsam haben. Lisa ist entsetzt.

»Ich kann das nicht.«

»Vertraust du mir nicht?«

Nein, denkt Lisa, ich vertraue dir nicht, das stimmt. Und ich denke nicht daran, meine Zukunft an einen fünfzigjährigen, na ja, fast fünfzigjährigen Mann zu binden. Aber das ist es nicht, es ist viel schlimmer.

»Ich kann es einfach nicht.«

Frau sein, das hab ich gelernt, bei dir, von dir. Im Meer vögeln, Sand und Salz in der Scheide. Mit nichts drunter zum Krankenhausball, rundherum zufrieden mit meinem Körper, danke, vielen vielen Dank. Aber ein Kind, das in mir wächst? Das ich aus mir herauspressen und dem ich vorspiegeln soll, hier sei alles schön und in bester Ordnung? Ich würde mein Kind schon vor seiner Geburt vergiften, ich würde mein Kind töten, bevor es überhaupt zu leben begänne.

Gerard tobt vor Wut. Lisa weint über ihren Entschluß, aber sie bleibt dabei: Niemals.

Als ihre Psychiatrieausbildung beginnt, hat sie Gerard verlassen. Lisa Blech, alleinstehend, wie eine wohlhabende Studentin in einer Stadtwohnung lebend. Eine hartnäckige Depression treibt sie in die Analyse; die Neugier, die sie nie verlassen hat, wird ihre Rettung. Die Sehnsucht nach einem Vater darf sie behalten, aber die Aussicht auf Erfüllung dieser Sehnsucht muß sie aufgeben, sosehr sie sich auch sträubt und ihren Analytiker belügt.

Über ihre Freundin Ellen lernt sie Lawrence kennen, mit

dem sie eine angenehme, liebevolle Beziehung zustande bringt. Ihr Verhältnis ist eher kühl, basiert aber auf der starken Verbundenheit zweier Menschen, die sich selbst sein dürfen und einander nicht zuviel abverlangen.

Ganz selbstverständlich wird Lisa Mutter. Zu ihrer eigenen Überraschung und Freude eine gute. Sie kaufen das Haus am Fluß. Eines Tages radelt Lisa am Wasser entlang, ein Kind vorn, ein Kind hintendrauf, sie riecht die nach Heu duftenden Haare ihres Sohnes, spürt die Hände ihrer Tochter um ihre Mitte, und sie singen lauthals das Lied von den drei Tambouren. Ja, das ist es, denkt Lisa, das ist das Leben, das ich wollte. Und während sie singt, laufen ihr Tränen über die Wangen.

»Alles ist vergänglich, Giesendam«, steht auf dem vorübergleitenden Frachtkahn. An Deck fährt ein kleiner Junge mit einem Plastiktrecker in einem Gatter hin und her. Der hat Glück, denkt Lisa. Der Kahn macht Wellen, die träge ans Ufer schlagen und das lange Gras, das ins Wasser hängt, in wirre Bewegung versetzen. Die Wasserstraße ist ein Muster an Mildtätigkeit. Sie schiebt die seltsamsten Vertreter behutsam dem Meer entgegen, umspült alles, was in ihr wachsen will, und ihr Vermögen, giftigen Unrat in sich aufzunehmen, kennt keine Grenzen.

Lisa kurvt in die Stadt. Die Geschäftsstraße, quer über die Straßenbahnschienen, linksab, rechtsab, haarscharf um die in Zweierreihen geparkten Autos herum, ohne abzusteigen durch das Eingangstor in den Fahrradschuppen der Klinik, wo Bertus mit dem einen Zahn auf Fahrräder wartet. Sie schwingt das rechte Bein über Stange und Sattel und löst die Tasche vom Gepäckträger. Bertus taucht auf wie ein Geist.

»Tolle Kiste, Frau Doktor, wohl von Ihrem Mann, was?« Er schlurft mit dem Rad nach hinten, zwischen Zweierreihen von Holzständern hindurch. Lisa sieht nichts, ihre Augen sind noch auf das Außenlicht eingestellt. Dafür riecht sie um so

mehr: Öl, Eisen, schwarzen Zigaretten tabak, alten Mann. Aus seinem kleinen Büro plärrt das Radio, zweistimmig und in Terzen: »Rosen, Rosinen und roter Wein...«

Lisa läuft die Eingangstreppe hinauf, stößt die schwere Glastür auf und klappert mit ihren Absätzen rhythmisch über den Marmorboden der Halle, sehr in Versuchung, noch eine Extrarunde zu drehen. Am hinteren Ende der Halle führt eine zweiarmige Treppe nach oben, wo links und rechts hinter verriegelten Türen die geschlossenen Abteilungen liegen.

Im Erdgeschoß ist links die Verwaltung und rechts die kümmerliche kleine Aula, die sonntags als Kirche und wochentags als Unterrichtsraum fungiert. Als Lisa die Tür öffnet, fühlt sie sich wie immer unangenehm berührt von der Blei-
glasmalerei in dem hohen Fenster an der Rückseite des Saales: Jesus, eingerahmt von breiten Lakritzschlangen. Er sieht etwas betreten aus und hält unbeholfen ein Schaf vor dem Bauch. Die langen Beine hängen kerzengerade herab.

Lisa setzt sich hinter den Altar, mit dem Rücken zum Bildnis des Guten Hirten. Sonnenlicht wirft blaue und gelbe Flecken auf ihre Unterrichtsvorlagen. Die angehenden Psychiater kommen in kleinen Grüppchen herein. Einmal in der Woche haben sie Unterricht. Sechzehn Leute, darunter vier Frauen, ein Schwarzer und vermutlich zwei Homosexuelle. Alle um die Dreißig, erschöpft von ihrem anstrengenden Arbeitspensum in diversen regionalen Lehrkrankenhäusern und verwirrt über die Ambivalenz ihrer Situation. In den Krankenhäusern, in denen sie eingesetzt sind, tragen sie die Verantwortung für ihre Patienten. Sie werden mit Suiziden, mit heftigen Aggressionen und ohnmächtig machenden sozialen Verhältnissen konfrontiert. In der Supervision und beim Unterricht müssen sie sich dann wie Schüler verhalten, werden abgefragt und bevormundet. An manchen Unterrichtstagen wird Unmut über die Abfragerei laut: Es wird gemeckert, geschimpft, gestänkert und vor allem viel geklagt. Der Dozent

tut gut daran, sich nicht zur Zielscheibe zu machen und, wenn möglich, nicht Partei zu ergreifen.

Die Assistenten aus dem Haus kommen als letzte herein: eine stämmige Lesbe, die ihre Unsicherheit durch forschen Tatendrang überspielt und mit der Lisa in der Supervision die größte Mühe hat; ein magerer, etwas jungenhafter Mann mit nettem Gesicht, den Lisa irgendwie mag.

Lisa spielt die Marktfrau. Gut sichtbar stellt sie ihre Waren aus, preist sie an und versucht, die Leute an ihrem schwachen Punkt zu packen. Jeder – insbesondere natürlich diejenigen, die diesen Beruf gewählt haben und in Lehrtherapie sind – interessiert sich für die eigene Person, vorausgesetzt, die Einsichten sind nicht zu schwer zu verkraften. Ein behutsames Vorgehen ist geboten; wenn die Studenten sich zu sehr persönlich betroffen fühlen, sperren sie sich und fangen an zu murren, und das kann Lisa nicht vertragen.

Lisa macht den Mund auf, die Sätze folgen ganz von allein den Gedanken, die sie entwickelt. Das Denken ist immer eine Spur voraus. Auf ihrem Notizblock hat sie nur Stichpunkte notiert.

»Immer auf der Suche nach Selbstbestätigung, der Hunger nach Bewunderung ist ein Faß ohne Boden.«

Der junge Mann mit dem netten Gesicht versteinert. »Partner, Freunde dienen als *need-satisfying objects*, als Automaten zur Befriedigung des Liebeshungers. Wenn sie dem nicht gerecht werden, wird die narzißtische Persönlichkeit von primitiver Wut ergriffen. Man nennt das *narcissistic rage*.«

Der junge Mann hat den Kopf über seine Aufzeichnungen gesenkt. Lisa geht zu den produktiven Aspekten des Narzißismus über, sie erzählt nuanciert von der Notwendigkeit der Selbstliebe, führt genetische Zusammenhänge auf und bekommt Blickkontakt zu ihrem verletzten Studenten. Noch eine kleine Steigerung: die Bindungsangst, das durch diese

frühe Verletzung bedingte Unvermögen, sich jemandem wirklich anzuvertrauen. Und der Charme des Narzißten: Wenn sie dich einspannen, um ihr Selbstwertgefühl aufzumöbeln, kann daraus ein höchst gelungener Abend werden. Aber welche Erleichterung, daß man nicht mit so jemandem liiert ist!

Ich rede von Johan, denkt Lisa auf einmal und verstummt kurz vor Schreck.

»Wie verhält sich der Narzißismus zum Ödipuskomplex?«, fragt ein strenger blonder Mann in Cordjacke.

Ach du Schande, *der* nun wieder! Lisa ist überrumpelt und muß sich erst fangen. Was weiß denn ich, Ödipuskomplex, Narzißismus, was soll das überhaupt, was machen wir hier eigentlich? Was *will* der bloß?

Der Gedanke an Johan hilft ihr, wieder ins Gleis zu kommen.

»Wer auf gesunde Art und Weise mit seinem Vater zu rivalisieren wagt und um seine Mutter werben kann, der hat schon eine gehörige Portion Selbstachtung, da kann keine Rede mehr sein von einem Faß ohne Boden. Der echte Narziß aber ist bereits in einer früheren Phase so sehr zu kurz gekommen und verletzt worden, vielleicht sogar traumatisiert, daß er das Ödipusproblem niemals in angemessener Weise bewältigen kann. Er hat seinen Vater bitter nötig, um Boden unter die Füße zu bekommen, während die erfahrenen Defizite ihn gleichzeitig mit unbändiger Wut erfüllen.«

Komisch, daß ich so kühl und sachlich von etwas so Schrecklichem reden kann. Johan als vierjähriger Junge, der nicht begreifen kann, daß sein Vater weg ist und nie mehr zurückkommen wird. Der jeden Tag ein Bild für ihn malt, mit dem Alma abends den Ofen anzündet.

Jetzt rührt sich die stämmige Lesbe: undurchsichtiges Gewäsch und bloße Spekulation, was bringt das, was beweist, daß Menschen wirklich so sind?

»Nichts«, sagt Lisa. »Zumindest nicht viel. Es geht um eine